

Normalität

Der Begriff der Normalisierung tauchte in Frankreich verstärkt im 18. Jh., als sich die modernen Bildungs- und Gesundheitssektoren ausbildeten, auf. Pädagogische Einrichtungen lehrten Schüler in eingeteilten Gruppen nach strengen Regeln die Schönschrift, das Zeichnen etc. Die Fortschritte, die Erfolge, aber auch die Fehlritte wurden penibel protokolliert. Arbeiten wurden archiviert, um sie mit den eigenen Ergebnissen später oder den Klassenkameraden zu vergleichen. Und Hausaufgaben wurden aufgegeben, damit die Leistung der Schüler evaluiert werden konnte. Die Schule war ein Disziplinarapparat, um Heranwachsende auf ihre Rolle in der Gesellschaft vorzubereiten (vgl. Foucault). Das Gesundheitswesen differenzierte, kategorisierte und klassifizierte Menschen hinsichtlich ihrer körperlichen Merkmale und geistigen Zustände in gesund (normal) und pathologisch (anormal). Das Pathologische war keine gänzlich von der Gesundheit verschiedene Verfassung, sondern eine Abweichung, welche mittels geeigneter Methoden der experimentellen Medizin korrigiert werden konnte. Deren Ziel war es den pathologischen Zustand aufzuheben (vgl. Canguilhem). In diesen Institutionen nahm die Normalität, also diszipliniert oder gesund zu sein, eine Doppelrolle ein: In ihrer deskriptiven Funktion beschrieb sie einen regelmäßigen, gewöhnlichen Umstand, wohingegen ihre präskriptive Deutung die Norm des zu erwartenden Verhaltens von Kindern bzw. einen Idealzustand der menschlichen Gesundheit setzte.

Zudem erstarkte im 18. Jh. das moderne Bürgertum, welches über Freiheits- und Eigentumsrechte verfügte, ökonomisch unabhängig war und seine privaten Interessen ausleben konnte. Die politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen boten zudem die Möglichkeit - zumindest für die Klasse der männlichen Bourgeoisie - individuelle Freiheiten zu genießen: Vertragsfreiheit anstelle ständisch vorgeschriebener Abhängigkeiten, Gewerbefreiheit statt Zunftzwang, sicheres, vor staatlichem Zugriff geschütztes Privateigentum, Freizügigkeit anstelle grundherrlicher Bindung an Grund und Boden, Rechtsgleichheit vor Gericht unabhängig von Geburt und Stand sowie, im Zuge der aufkommenden Pressefreiheit und der bürgerlichen Salons und Lesegesellschaften, die Möglichkeit, sich öffentlich zu äußern, zu organisieren und eine eigene politische Meinung zu bilden.

Zur gleichen Zeit, als sich normalisierende Institutionen festigten, um Bürger auf ihre soziale Rolle vorzubereiten, bildete sich also ein komplementärer Individualitätsbegriff, der die eigene Souveränität betonte und seine Interessen privatisierte, heraus. Individualismus und Normalisierung bzw. spontanes und gewohnheitsmäßiges Handeln sind in ihrer Entwicklung eng miteinander verflochten. Denn Individualität als soziale Konstruktion stand seither mit einer Gruppe, Gemeinschaft oder zumindest einer von ihr unterschiedenen Größe zur Charakterisierung in Zusammenhang. Der Individualismus setzt eine von sich geschiedene Identität voraus, damit sich das Individuum gegenüber jener entfalten kann. Er braucht einen Kompass zur Orientierung, dessen Nordpol das Normale ist. Gleichermäßen bedarf Normalität der Heterogenität. Normal ist das Gewohnte, Typische und Selbstverständliche. Normalität wird nicht hinterfragt; sie wird im Alltag praktiziert. Sie bleibt unsichtbar, wirkt latent, insofern sie nicht bewusst thematisiert wird. Sobald jedoch Unverfügbarkeiten infrage gestellt, Selbstverständlichkeiten problematisiert werden, wird Normalität zum Begriff. Erst vor dem Hintergrund eines Individualismus wird die Folie der Normalität sichtbar.

Diese dialektische Spannung zwischen Individualismus und Normalität ist konstitutiv. Insofern die eine Seite feinere Züge annimmt, schärfen sich die Konturen der anderen. Wo allerdings diese Spannung nicht ausgehalten wird und einfach aufgegeben wird - wie im Rekurs auf eine 'deutsche' oder 'gesunde' Normalität - löst der Individualismus sich auf, anstatt sich aufzuheben. Dieser Verlust der Individualität bewirkt zugleich eine Neujustierung der Normalität, da die Normalität des Gegengewichts des (anormalen) Individuums bedarf, welches mit dem Gewohnten bricht, um Gestalt anzunehmen. Das Normale verliert seine sozial kohäsive Rolle. Dann ist das Normale nicht mehr das Gewohnte, Typische und Unhinterfragte, sondern ein ideologischer Kampfbegriff, der eine vermeintlich deskriptive Feststellung präskriptiv missbraucht - die Nadel des Kompasses dient dann keiner Orientierung mehr, sondern ist auf die eigenen Motive ausgerichtet.

Josua